

Kreis, der sich nach innen hin in kleineren, wellenförmigen Kreisen verjüngt, außen silberfarben: „überhelles Licht“, innen goldfarben: „funkelnde Lohe“, im Zentrum licht- und feuerdurchflutet eine Menschengestalt: für Hildegard Bild des dreifaltigen Gottes. Nur wer eine gewisse Ahnung von dem hat, was hier – symbolhaft – ausgesagt wird, kann vielleicht ein behutsames Gespräch über das achte Bild des schon genannten Ochsenpfades der Erleuchtung: den großen, leeren Kreis, der auch wie eine Sonne leuchtet, beginnen und dann die folgenden zwei letzten in das Gespräch einbeziehen. Jenes Gespräch wäre dann von seiten des Christen eine aus der Gottbegegnung überfließende Weise der Liebe und von seiten des Buddhisten in der Erleuchtung geborene Barmherzigkeit.

Christliche Verständigung

Überlegungen zu einem innerkirchlichen Ökumenismus

Eugen Biser, München

Der vieldiskutierte ‚Fall Küng‘ ist nicht zuletzt ein Fall der religiösen Sprache und Kommunikation. Denn die scharfe Polarisierung der Meinungen, die sich während der immer weitere Kreise erfassenden Diskussion herausbildete, ist nicht nur ein Zeichen dafür, daß sich an der zur Debatte stehenden Frage die Geister scheiden, sondern vor allem auch ein Symptom des Unvermögens, strittige oder doch zum Streitobjekt hochstilisierte Glaubensfragen auf eine konstruktive Weise auszutragen, die das Eigeninteresse zügelt und das ‚Mitspracherecht‘ des anderen achtet. Zumindest sollte man einander im Rahmen eines Glaubensgesprächs – also eines Gesprächs, das vom gemeinsamen Glauben an den Gott der Menschenfreundlichkeit und Liebe getragen ist – als ‚Minimalvorgabe‘ zugute halten, daß sich keiner aus bloßer Streitlust zu Wort meldet, so daß jederzeit die Möglichkeit besteht, im Wogengang der Emotionen das Sachinteresse zur Geltung zu bringen.

Aber auch dies lehrt der ‚Fall Küng‘: daß sich die Wogen der Erregung mit dem bloßen Willen zur Versachlichung noch nicht glätten lassen. Denn offensichtlich kommen bei einem Disput wie dem gegenwärtigen Schwierigkeiten ins Spiel, die mit Bekundungen des guten Willens allein nicht

zu beheben sind. Wieder einmal rächt es sich, daß die auf das Wort Gottes gegründete und seiner Verkündigung dienende Theologie das ihr auf den Leib geschriebene Sprach- und Kommunikationsproblem sträflich vernachlässigte und, wie man in Abwandlung des bekannten Goethe-Wortes sagen könnte, der Meinung war, daß, wenn nur richtig gedacht werde, sich auch das rechte Wort rechtzeitig einstelle. Dabei war kaum eine theologische Unbesonnenheit von den bitteren Tatsachen einer verfehlten Sprache und einer mißlingenden Kommunikation so nachhaltig Lügen gestraft worden wie diese! Denn die Sprache hat im religiösen Diskussionsraum nicht nur ihr eigenes Recht, sondern auch ihr eigenes Leben und ihre eigene Logik. Mit dieser hängt es zusammen, daß der Widerspruch bisweilen neuen Erkenntnissen zum Durchbruch verhilft, daß harte Kritik nicht selten ungeahnte Denkbewegungen in Gang setzt, während die seelenlose Wiederholung des Richtigen nur zu leicht zum geistigen Stillstand führt. Und zum Eigenleben der Sprache gehört es außerdem, daß sie bisweilen dem strengen Erkenntnisgang geradezu davonläuft und im freien Spiel der Erfindungen zu Formulierungen führt, die von der nacharbeitenden Argumentation erst viel später eingeholt werden. Doch hat diese unbestreitbare Tatsache auch eine düstere Kehrseite, für die sich erst in den letzten Jahren der Blick schärfte. Denn die Sprache gibt dem Gang des Glaubensgesprächs nicht nur entscheidende Impulse; sie legt ihm auch nicht minder schwere Hindernisse in den Weg. Auch davon muß aus aktuellem Anlaß die Rede sein.

Doch bevor sich der Blick auf die Barrieren und Hindernisse richten kann, muß zuerst einmal der Aufbau des religiösen Sprachraums ins Auge gefaßt werden. Wie ist er strukturiert? Und worin unterscheidet er sich etwa vom parlamentarischen Disput, bei dem es zwar einen für die Einhaltung der Geschäftsordnung verantwortlichen Vorsitzenden, sonst aber nur gleichberechtigte Partner gibt?

Der Aufbau des religiösen Kommunikationsraums

Angesichts des derzeitigen Widerstreits der Meinungen muß vor allem die fundamentale Tatsache in Erinnerung gerufen werden, daß der religiöse Sprachraum hierarchisch aufgebaut ist. In ihm hat nicht jeder gleichviel zu sagen. Denn die zu verhandelnde Wahrheit ist in ihrem Kernbestand nicht Sache der Vernunft, sondern der göttlichen Selbstzusage, der Offenbarung. Das schlägt vor allem für die Frage nach dem theologischen Gegenstand zu Buch. Anders als die übrigen Wissenschaften findet die Theologie ihren Gegenstand nicht vor; vielmehr empfängt sie ihn aus der göttlichen Selbstzusage, so daß er ihr im Modus des Zugesprochenseins gegeben ist. Deshalb kann sie sich seiner nach christlichem Verständnis auch

nicht im freien Zugriff versichern; sie sieht sich vielmehr bei ihrer Gegenstandssuche an die Vermittlung des kirchlichen Lehramts verwiesen, dem die geoffenbarte Gotteswahrheit, ungeachtet ihrer authentischen Dokumentation in Schrift und Tradition, zur Bewahrung und Vermittlung übergeben ist. Insofern hat im kirchlichen Kommunikationsraum das Lehramt in letzter Instanz ‚das Sagen‘ – auch wenn das heute nicht ohne weiteres akzeptiert und schon gar nicht besonders gerne gehört wird. Doch so ergibt es sich eindeutig aus der göttlichen Herkunft der Glaubenswahrheit, die für die Christen aller Bekenntnisse, ungeachtet ihrer divergierenden Auffassung über die Vermittlungsstrukturen, außer Zweifel steht.

Doch das Wort des Lehramts müßte in einer resonanzlosen Leere verhallen, wenn es nicht vom Glauben des Kirchenvolks, der Basis also, aufgenommen und angeeignet würde. Der Glaube kommt aus dem Hören, sagt Paulus (vgl. Röm 10, 14); aber er lebt auch vom Hören. Nichts wäre darum verkehrter, als wenn man sich die Rezeption des von der Kirche vermittelten Gotteswortes im Stil eines stummen Zustimmungsaktes denken würde. Wo gehört werden soll, muß gesprochen werden. „Ich glaube, darum rede ich!“ (2 Kor 4, 13). Auch dieser Satz steht bei Paulus, und er ist für ihn nicht weniger wichtig als der erste. Um eine angemessene Vorstellung davon zu gewinnen, tut man gut, auf den Umgang des Apostels mit seinen Gemeinden zu achten. Gewiß, er geht mit ihnen bisweilen in aller Strenge ins Gericht, er mahnt und rügt sie, donnert sie an. Aber gleichzeitig spricht er seinen Glauben, mehr noch, die ihm in Christus aufgegangene Offenbarung mit aller Leidenschaft und Zärtlichkeit in seine Gemeinde hinein. Er möchte, daß Christus in ihr Gestalt gewinne, daß sie reife und heranwache bis zum Vollmaß der Altersfülle Christi. Denn die Gemeinde ist für ihn eine Gotteswohnung im Geist, ein mystischer Organismus, gestützt und getragen von der Vielfalt der Charismen und Ämter und zusammengefaßt in dem einen Haupt, das Christus selber ist¹.

Wenn man die Dinge so sieht, ergibt sich ein relativ einfaches – und einleuchtendes – Bild von der Theologie und ihrer Funktion. Sie ist keineswegs, wie ihr gerade heute von integralistischer Seite vorgeworfen wird, die institutionalisierte Verunsicherung in dem sonst noch einigermaßen

¹ Damit bewegt sich der Apostel nur auf der Spur seines Meisters. Wie Jesus den Inbegriff seines Denkens, das Geheimnis des Gottesreiches, mit der Leuchtkraft seiner Sprachbilder und der Gewalt aller Imperative in die aufhorchenden Volksmassen hineingesprochen hatte, verhält sich nun auch der von ihm in Pflicht genommene Apostel. An einzelnen Stellen seines Briefwerks, vor allem im Galater- und Philipperbrief, drängt sich geradezu der Eindruck auf, als lasse er die letzten Vorbehalte fallen, ja als durchbreche er die Schranken der Individualität und Intimität, um die von ihm angesprochene Gemeinde am Wunder seines Selbstgewinns im Selbstopfer teilnehmen zu lassen. Denn er will seine Adressaten als mündige Partner seines Glaubens, auch wenn ihm vollauf be-

heilen Lebensablauf der Kirche, sondern, wie schon der Urgemeinde bewußt war, die unentbehrliche Reflexion des Glaubens. Unentbehrlich zunächst für das Lehramt; denn es verfiel unvermeidlich in die Monotonie der ständigen Wiederholung derselben Formeln, wenn es der ihm anvertrauten Wahrheit im Medium der Theologie nicht stets auf neue Weise ansichtig würde, wenn ihr also die Theologie nicht dazu verhelfe, das Geheimnis der Gotteswahrheit tiefer zu durchdringen und den Erfordernissen der sich wandelnden Situation entsprechend auszusagen.

Aber das Bild von der reflektorischen Funktion der Theologie gilt auch für ihr Verhältnis zur Basis. Und hier stellt sich dieses Verhältnis bei genauerem Zusehen sogar als ausgesprochene Wechselbeziehung dar. So sehr es zutrifft, daß der theologische Erkenntnisfortschritt dem Glauben des Kirchenvolks zugute kommt – seine vielberedete Verunsicherung durch extreme Gruppierungen und Tendenzen ist nach Ausweis der Theologiegeschichte immer nur eine periphere, vorübergehende Erscheinung –, gilt doch auch das Umgekehrte: im Denken der Theologie kann sich nichts auskristallisieren, was nicht von der Erwartung, dem Bedürfnis und zumal der Erfahrung der Basis getragen wird. Insofern ist das Glaubensgespräch der Basis für die Theologie konstitutiv; käme es zum Erliegen, so würde sie von ihrer Inspirationsquelle abgeschnitten. Konstitutiv heißt freilich nicht: normativ! Normiert wird die Theologie vielmehr durch das Lehramt, an das sie zurückgebunden ist. Das schmälert die Bedeutung ihres Verwiesenseins an die Basis keineswegs. Denn ohne ihre fruchtbare Herausforderung liefe sie Gefahr, zu einem gedanklichen Glasperlenspiel zu entarten. In Zeiten des stagnierenden Glaubensgesprächs war diese Gefahr denn auch mehr als einmal akut².

Die Sprach- und Kommunikationsbarrieren

Mit diesen Überlegungen geht der Blick auch schon auf die gerade im religiösen Kommunikationsraum auftretenden Sprachbarrieren. Zuvor noch

wußt ist, daß er sein Ziel nur bei einer Minorität erreicht. Und von Paulus führt die Spur – wenn auch nicht ohne Unterbrechung – weiter zu Augustinus. „Ihr seid, was ihr eßt“, ruft er in einer seiner eucharistischen Reden seinen Zuhörern zu. Er hätte genauso gut sagen können: Ihr seid, was ihr glaubt! Und er hätte damit nur zum Ausdruck gebracht, daß der Glaube solange eine weltanschauliche Etikette bleibt, als er nicht zur Sache des ganzen Menschen, seines Denkens und Handelns wurde, als er ihn nicht in seinem Selbstsein prägt und aus seinem Verhalten, seinen Worten ebenso wie aus seinen Taten widerleuchtet.

² Wenn die Theologie das Glaubensgespräch der Basis reflektiert, muß sich jede Störung dieses Verhältnisses verhängnisvoll auswirken. Als störend machten sich im Lauf der kirchengeschichtlichen Entwicklung vor allem zwei Modelle geltend. Gemeinsam ist ihnen, daß sie ‚hierarchische‘ Schichtungen unterschieden, die sich nach dem Grad des Glaubensbesitzes bemaßen. Das eine, das den Schöpfer der Dogmatik, Origenes, zum Urheber hat,

ist jedoch ein Wort zum Recht der Kritik am Platz. Denn Kritik und Glaube gelten aufgrund einer alten Denkgewohnheit als Gegenbegriffe. Im kalten Anhauch der kritischen Vernunft, so scheint es, muß die Blüte des Glaubens verwelken. Kirchenväter wie Ephräm der Syrer und Basilius der Große wollten darum noch nicht einmal eine Erörterung des Glaubens zulassen. „Wer glaubt, grübelt nicht“, hieß der Grundsatz: „Wer grübelt, glaubt nicht.“ Das Neue Testament weiß es indessen anders – und besser. Es verlangt vom Glaubenden die Bereitschaft zu argumentativer Selbstrechtfertigung (1 Petr 3, 15) und rechnet deshalb die kritische Unterscheidungsfähigkeit zu den grundlegenden Geistesgaben (1 Kor 12, 10). Das heißt dann freilich auch, daß die Kritik niemals zum Selbstzweck erhoben werden darf, sondern dem Interesse des Glaubensverständnisses dienen muß.

Bevor man daher im ‚Fall Küng‘ den Vorwurf erhebt, daß hier ein unbequemer Kritiker mit kirchlichen Machtmitteln zum Schweigen gebracht wird, müßte zunächst der Nachweis erbracht werden, daß seine kritischen Anfragen nicht willkürlich vom Zaun gebrochen, sondern wie alle echten Fragen vom Gang der Glaubensgeschichte diktiert wurden. Auch wenn man die Rechtfertigungsversuche voll gewichtet, hat es nicht den Anschein, als ob sich dieser Nachweis erbringen lasse. Dennoch: Kritik ist grundsätzlich unverzichtbar; denn ohne Kritik keine Kreativität. Nicht selten waren große Kritiker sogar die Wegbereiter neuer Glaubensmodelle in einer Person. Von Pascal, dem Verfasser der schonungslosen ‚Provinzialbriefe‘, stammt zugleich der großartigste Entwurf einer auf die Bedingungen der Neuzeit abgestimmten Glaubensbegründung. Und Kierkegaard, der Kämpfer gegen jedes denkerische und dogmatische System, beschloß sein Lebenswerk mit der ‚Einübung im Christentum‘, mit der er dem Christusverständnis neue Bahnen wies. Nein, die recht geübte Kritik reißt keine

hob von der Unterschicht der ‚Psychiker‘, der Menschen des schlichten Volksglaubens, eine Elite ab, die sich als die ‚Pneumatiker‘ erst zur Höhe des vollen Glaubensverständnisses erhoben. Und nur ihnen wurde die volle Mündigkeit und demgemäß auch das uneingeschränkte Mitspracherecht zuerkannt. Demgegenüber neigten Theologen vom Schlag Bernhards von Clairvaux jederzeit dazu, die volle Glaubenskompetenz den ‚Einfältigen‘ zuzusprechen, da sie in der Schlichtheit ihrer Auffassung der Wahrheit näherstünden als die Theologen in der Reflektiertheit ihres Wissens. Ihnen, den Einfältigen, stehe es zu, die Theologen zu beurteilen, und nicht umgekehrt. Wie leicht einzusehen ist, wirken sich beide Modelle – wenn sie vereinseitigt werden – auf den Geist der Glaubensgemeinschaft gleicherweise destruktiv aus. Das origenistische, weil es ein kommunikationsunfähiges Elitebewußtsein züchtet; aber auch das bernhardische, weil es das unreflektierte Glaubensverständnis mit all seiner Anfälligkeit für Übertreibungen, Phantastik und Unduldsamkeit zum Kanon dessen erhebt, was als wahr und richtig zu gelten hat. Kein Wunder, daß sich gegenüber derartigen Tendenzen das kritische Interesse zu Wort meldete und ein Mitspracherecht forderte. Aber wurde damit die Einheit der Glaubensgemeinschaft nicht erst recht in Frage gestellt? Reißt denn Kritik nicht notwendig Gräben auf, und das auch dort, wo alles am Zusammenhalt aller gelegen ist?

Gräben auf und errichtet keine Barrieren. Wie kommt es dann aber zum unbestreitbaren Tatbestand der religiösen Sprachbarrieren?

Die erste und grundlegende Antwort auf diese Frage klingt bestürzend: durch die Gottesoffenbarung selbst! Denn auch wenn man davon ausgeht, daß Jesus mit seiner einzigartigen sprachschöpferischen Kraft die ihm übertragene Gottesbotschaft wie keiner der alttestamentlichen Propheten ins Menschenwort zu fassen vermochte und daß es die Ausstrahlung seiner Persönlichkeit mit sich brachte, daß sich die Menschen in seiner Nähe von seiner Lebensgestalt im ganzen durch Gott angesprochen wußten, bleibt zwischen der unendlichen Gotteswahrheit und ihrer sprachlichen Darstellung durch ihn doch ein unbewältigter Rest. Das bringt es mit sich, daß auf sein Wort nicht nur der Glaube antwortet, sondern auch dessen Gegenteil, das Ärgernis, und daß auf eine seiner lichtvollsten Selbstaussagen – „Ich bin das Brot des Lebens“ – der Massenabfall folgte³. Man könnte von dieser Beobachtung ausgehend geradezu folgern: Je größer der Anspruch einer religiösen Aussage, desto akuter die Gefahr der Mißdeutung, desto störender die mit ihr gesetzte Barriere. In umgekehrter Sicht besagt das, daß Sprachbarrieren zunächst einmal im Gefolge theologischer Innovationen auftreten. Das Neue hat es in allen Bereichen, den denkerischen wie den künstlerischen und politischen, schwer. Im religiösen Kommunikationsraum stößt es jedoch auf die denkbar heftigste Abwehr, da es als verunsichernd, bedenklich, zerstörerisch empfunden wird. Wenn es eines Beweises dafür bedürfte, bräuchte man nur an die Empörung erinnern, mit der Karl Rahners Wort vom ‚anonymen Christentum‘ aufgenommen wurde, bevor es – nach dem Abflauen des Sturms – in den festen Bestand der Gegenwartstheologie einging.

Zur Barrierenbildung kommt es aber auch, so paradox dies klingt, durch die althergebrachten Glaubensformeln, sobald ihr kategoriales Gerüst an Verständlichkeit verliert. Bei der Diskussion um Küng wurde wiederholt darauf hingewiesen, daß dieser Fall gerade beim christologischen Dogma gegeben sei. Denn die der Zeugungsmetaphysik des Mittelplatonismus entnommenen Denkformen könnten heute nicht mehr nachvollzogen werden. Vorausgesetzt, daß es sich tatsächlich so verhält – und es sprechen gewichtige Gründe für diese Voraussetzung –, konnte sich Küng nicht ohne weiteres dazu verstehen, die Beanstandungen seiner Christologie durch ein einfaches Bekenntnis zum alten Christus-Dogma aus der Welt zu schaffen. Zumindest konnte er es nicht im selben Atemzug tun, in dem er sich nach seiner wiederholten Beteuerung bemühte, die alte Glaubenswahrheit dem ihr entfremdeten Menschen dieser Zeit in neuen Umschreibungen ver-

³ Näheres dazu in meinem Jesusbuch ‚Der Helfer‘, München 1973 (Studienausgabe 1976), 89 ff.; 193–198.

ständig zu machen. Denn hätte er, um diesem Ansinnen zu genügen, nicht gleichzeitig mit zwei Zungen reden müssen? Um seine Weigerung wirklich glaubhaft zu machen, hätte es freilich eines zweifachen Nachweises bedurft: einmal, daß hinter seinem ‚Christ sein‘ wirklich eine christologische Neukonzeption stand; und zum andern, daß diese denselben Inhalt aufwies wie das alte Christus-Dogma. Wenn dies zuträfe, läge dem Streit um Künigs Christusverständnis nicht so sehr, wie die meisten Teilnehmer an dieser Kontroverse annehmen, eine Sachdifferenz zugrunde als vielmehr eine Sprachbarriere, wie sie immer dann entsteht, wenn ein unverständlich gewordenes Sprachspiel durch ein neues ersetzt wird.

Doch derartige Barrieren entstehen nach Ausweis der Kirchengeschichte noch aus ganz anderen Gründen. Schon Paulus mußte nach dem Bericht der Apostelgeschichte die bittere Erfahrung machen, daß ihm in einem Religionsgespräch mit den Potentaten seiner Heimat das Wort durch die bruske Bemerkung des römischen Statthalters Festus abgeschnitten wurde: „Du bist verrückt, Paulus! Das viele Studieren bringt dich um den Verstand“ (Apg 26, 24). Seitdem hat es die Kirche in ihrer Geschichte immer wieder – und bisweilen nicht ohne ihr Einverständnis – hinnehmen müssen, daß der mit ihr liierte Staat, meist mehr aus politischem als religiösem Interesse, in den Glaubensdisput eingriff, um ihn durch seinen Machtspruch zu beenden⁴.

Die eigentliche ‚Störung‘ besteht jedoch noch nicht einmal in dem machtmäßig verfügten Diskussionsabbruch. Ungleich schlimmer ist die häufig zu beobachtende Tatsache, daß der in das ‚Einzugsgebiet‘ der Macht geratene Glaube unwillkürlich in deren Stil und Sprache verfällt. Der Denkstil der Macht aber ist die Ideologie und ihre Sprache die Propaganda. Wo in diesem Stil gedacht und geredet wird, gerät das offene, kritische Wort in den Verdacht, das Werk der Aufweichung und Auflösung zu betreiben; denn die Ideologie sichert ihren Bestand durch starre Fixierung ihrer Grundsätze und durch das Verbot der Interpretation. Was unter diesen Bedingungen entsteht, ist die ‚gestanzte‘ Sprache der vorgefertigten Sentenzen, der einhämmernden Formeln, der persuasiven Floskeln und der leeren Worthülsen und Klischees. Und diese Sprache ist schlimmer als Schweigen.

Doch es gibt noch einen anderen Faktor, der den lebendigen Fluß der

⁴ So erging es den Kontrahenten im großen altchristlichen Glaubensstreit, dem Bischof Alexander von Alexandrien und seinem Gegner Arius, denen Kaiser Konstantin ein Redeverbot auferlegte, so einem der größten Theologen der Spätantike, Maximus Confessor, der durch grausame Verstümmelung zum Schweigen gebracht wurde, so Jahrhunderte später Gotthold Ephraim Lessing, dessen berühmter Kontroverse mit dem Hamburger Hauptpastor Goeze der Machtspruch des Herzogs von Braunschweig ein Ende setzte.

religiösen Kommunikation zum Erliegen bringt: den Haß. Die vielleicht schrecklichste Paradoxie im Disput der Glaubenden hat es dahin gebracht, daß die Interessen einer Botschaft, die sich letztlich der liebenden Selbstmitteilung Gottes verdankt, vielfach mit den Strategien der Polemik geltend gemacht wurden. Und dieses bestürzende Paradox wird dadurch eher verschärft als gemildert, daß sich die Spuren dieser Strategie bis in die Spätschriften des Neuen Testaments zurückverfolgen lassen. Demgemäß wird die großartige Geschichte der christlichen Verkündigungssprache, die ihre ersten Höhepunkte im ‚Apologetikum‘ Tertullians, in den Mysterienreden Gregors von Nazianz und in den biblischen Predigten Augustins erreichte, vom Gang der Sprachpolemik wie von einem dunklen Schatten begleitet. Wie die Dokumente dieser fatalen ‚Sprachentgleisung‘, angefangen von den ‚Ketzerverdammungen‘ der altchristlichen Konzilien bis hin zu der neuesten Kontroverse, zeigen, ist sie stets mit einem zweifachen Schaden verbunden. Auf der einen Seite wird die Sache des Christentums, wie schon der heidnische Rhetor Kelsos maliziös bemerkte, durch kaum etwas so desavouiert wie durch das polemische Sprachverhalten seiner Propagandisten. Auf der anderen Seite leidet dabei aber auch die Sprache selber Not. Denn die Polemik zielt letzten Endes darauf ab, den Angegriffenen mit seinen Gegenvorstellungen aus dem kirchlichen Kommunikationsfeld zu verdrängen. Wenn der Sturm der großen Geistes- und Wortkämpfe verebbte, trat darum erfahrungsgemäß stets die ‚Friedhofsstille‘ einer eingeebneten, verödeten und stagnierenden Sprache ein. Sie war zwar korrekter, jedoch im Sinn jener seichten ‚Richtigkeit‘, die lediglich feststellen will, ohne etwas mitzuteilen. Und wie soll es dann noch zu echter Verständigung kommen?

Das ‚ökumenische‘ Modell

Als ‚Fazit‘ ergibt sich aus dieser Analyse, daß es die religiöse Sprache von der Sache her schon schwer genug hat, als daß sie sich ungestraft der Ideologie oder Polemik verschreiben könnte. Vielmehr begäbe sie sich damit auf ein Terrain, auf dem sie mit neuen Barrieren und Behinderungen zu rechnen hätte, an denen ihr Impuls vollends zum Erliegen käme. Aus diesem ‚Gegenbild‘ ergeben sich dann aber umgekehrt erste Hinweise auf das, was zur Optimierung der kirchlichen Kommunikation geschehen könnte. In die Form eines Grundsatzes gefaßt, könnte der erste Hinweis aber nur lauten: *Wir müssen so ideologiefern und tolerant wie nur möglich miteinander reden lernen!* (I) Das ist freilich leichter gesagt als getan. Daher sollen die beiden Forderungen durch – eher indirekte – Zusatzüberlegungen gestützt werden.

Die Forderung der Ideologiefürne durch eine Überlegung, die sich auf das aktuelle Glaubensinteresse bezieht. Denn im Blick auf den gegenwärtigen Streit, der die diskutierten Sachprobleme vielfach zu Form- und Formulierungsproblemen stilisiert, ist doch zu fragen, ob es heute wirklich in erster Linie um die formale Richtigkeit der Glaubenswahrheiten und die darauf abgestimmte ‚Orthodoxie‘ geht. So sehr ein unbestreitbares Informationsbedürfnis in Glaubensfragen besteht, dem das Angebot der modernen Medien ebenso entgegenkommt wie es von ihm stimuliert wird, spricht doch alles dafür, *daß das religiöse Interesse des heutigen Menschen primär auf etwas ganz anderes gerichtet ist: auf Glaubenserfahrung, spirituelle Erneuerung, tätige Bewährung und liebende Geborgenheit* (Ia). So entspricht es seinem elementaren Verlangen, die Identität mit sich selbst und die Solidarität mit den Mitmenschen zu gewinnen, mit denen er sich zu einer weltweiten Schicksalsgemeinschaft zusammengeschlossen weiß. Was dabei insbesondere die Gestalt des Glaubens anlangt, so hätte die Theologie gut daran getan, auf einen Wink des Glaubenskritikers Buber zu achten, der hinter der abgeleiteten Form des Satz-Glaubens die wesentlichere und ursprünglichere jenes Glaubens herauszustellen suchte, dessen ‚Tat‘ in der vertrauenden Hingabe an Gott und sein Wort besteht.

Demgegenüber bezieht sich die zweite Zusatzüberlegung auf das Wesen der christlichen Toleranz. Sie ist das Gegenteil von religiöser Gleichgültigkeit und dogmatischem Indifferentismus und kann darum auch nicht mit dem üblichen Argument, das die Möglichkeit einer verbindlichen Wahrheitsfindung bestreitet, begründet werden. Ihr letzter und innerster Grund ist vielmehr derjenige, von dem es im Hebräerbrief heißt, daß er „den Widerstand der Sünder erduldet“ habe (12,3). Das hat nichts mit flauer Kompromißbereitschaft, wohl aber mit dem Willen zu tun, auch den Widerstrebenden auszuhalten, weil geistige Spannungen nicht abgebaut werden können, wenn sie zuvor nicht angenommen und ertragen wurden. *Echte Konfliktlösungen gelingen nun einmal nicht aus einer Position der Stärke, sondern nur aus der Position der Demut und Geduld* (Ib). Wenn schon die Bewährungsprobe der alltäglichen Mitmenschlichkeit darin besteht, daß man lernt, den anderen auch in seiner befremdenden Andersheit zu akzeptieren, so gilt das erst recht von der christlichen Gemeinschaft, weil ihr noch ein ganz anderes Potential an mitmenschlichen Energien zu Gebote steht. Wenn Jesus im Lukasevangelium (9,23) davon spricht, daß es in seiner Nachfolge darauf ankomme, das ‚tägliche Kreuz‘ auf sich zu nehmen, denkt er gewiß nicht nur an Notstände und Schicksalsschläge, sondern vermutlich sogar in erster Linie an das ‚Kreuz‘, das der eine dem andern durch die Unterschiedlichkeit und Befremdlichkeit seiner Ansichten und Positionen ist. Zweifellos wird erst damit die Voraussetzung für die Kor-

rektur und Aufarbeitung abweichender und irriger Meinungen geschaffen.

Der zweite Grundsatz müßte auf *die Beseitigung der Polemik abzielen* (II). Denn so alt wie die Chronik der mit aller Unerbittlichkeit und Härte ausgetragenen Glaubenskämpfe ist die Klage, daß der Glaubwürdigkeit der christlichen Sache durch nichts so großer Schaden zugefügt wird wie durch die um sie entbrannte Polemik. Dabei drängt der wiedererwachte Sinn für Mitmenschlichkeit geradezu darauf, daß sich die Christenheit erneut auf dieses Proprium besinnt, das gleicherweise ihre Auszeichnung wie ihre Verpflichtung ist. Seitdem sich die These von der eingestifteten Aggressivität des Menschen als Legende erwies und sich herausstellte, daß sich dahinter allenfalls Angst und frustriertes Liebesverlangen verbergen, sind auch alle theoretischen Bedenken gegenstandslos geworden. Und das besagt: wir sind uns die Liebe nicht nur wegen der Glaubwürdigkeit des Christentums, sondern um unserer selbst willen schuldig! *Das Wort der Liebe will mit liebenden Händen weitergegeben werden* (IIa); so entspricht es zugleich dem tiefsten Bedürfnis unsres Herzens.

Damit ist zugleich ein weiterer Gesichtspunkt angesprochen, der mit der Herkunft der Offenbarungswahrheit zusammenhängt. Es ist widersinnig, sich für eine ‚von oben‘ empfangene Wahrheit zu ereifern, als ob man sie selbst hervorgebracht oder doch wenigstens entdeckt hätte. Um eine Entdeckung kann man sich, wie es in der Geistesgeschichte oft genug geschah, streiten, weil damit das wissenschaftliche Prestige verknüpft ist. *Demgegenüber erfordert die aus der göttlichen Selbstzusage hervorgegangene Wahrheit ein anderes, ein dienendes Verhältnis* (IIb). Das heißt keineswegs, daß ihr gegenüber ein eher nachlässiger Umgang erlaubt sei; im Gegenteil: gerade weil sie als ungeschuldetes Gottesgeschenk empfangen wurde, muß alles für ihre unverfälschte Bewahrung getan werden. Doch gehört Polemik ganz gewiß nicht zu der von ihr geforderten Sorgfaltspflicht. Wer für die Offenbarungswahrheit wie für ein Streitobjekt in die Schranken treten wollte, hätte vergessen, daß sie auf den zurückgeht, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Sünder (Mt 5, 45).

Ein letzter Grundsatz müßte lauten: *soviel Kommunikation wie möglich* (III). Und mit diesem Satz würde Einspruch gegen die einseitige Kanalisierung im innerkirchlichen Kommunikationsfeld erhoben. Denn ungeachtet der Tatsache, daß Paulus die Christen seiner Gemeinde als Geliebte und Auserwählte anredet, die leuchten wie die Sterne im Dunkel des Weltalls und denen es demgemäß als erste Verpflichtung auferlegt ist, einander das Glück ihres Erlöstseins im Zeugnis von Wort und Tat zu bekunden, setzte sich in der Folge ein Kommunikationsmodell durch, das durch seine einseitige Vertikalstruktur gekennzeichnet ist. Danach sieht sich das Kir-

chenvolk in die Rolle des passiven Rezipienten verwiesen, dessen vornehmste Aufgabe darin besteht, das ihm von der hierarchischen Spitze her zugesprochene Wort bereitwillig und gehorsam anzunehmen. Vergessen wurde über diesem Modell, daß Paulus die Vollständigkeit des Glaubens von seiner Bekenntnisfähigkeit abhängig machte (Röm 10, 9) und daß sein Grundsatz lautete: „Ich glaube, darum rede ich!“ Offensichtlich lag dieser Maxime eine ganz andere Konzeption zugrunde, die das Verhältnis von Spitze und Basis als ein responsorisches – anhörendes und antwortendes – dachte. Danach war es mit der bereitwilligen Annahme des Wortes noch keineswegs getan; vielmehr war diese nur die Bedingung dafür, es im Dialog der Gläubigen untereinander und mit der hierarchischen Spitze zu beantworten⁵.

Fast von selbst schließen sich die angerissenen Linien zu einer Figur, mit der sich dann auch die Frage nach dem ‚Wozu‘ beantwortet. Es ist die Figur eines innerkirchlichen Ökumenismus, der als die innere Einübung in jenen Prozeß zu verstehen ist, den in Gang zu setzen die getrennte Christenheit als ihre große Aufgabe begreift. Wenn sich im Verhältnis der christlichen Konfessionen wirklich jener – an den ‚Idiomenaustausch‘ in Christus erinnernde⁶ – Austausch abspielen soll, der es dahin bringt, daß die Privilegien der einen in den Besitz der andern übergehen, muß zunächst einmal die freie Kommunikation im kirchlichen Binnenraum eingeübt werden. Hier muß sich die hierarchische Spitze ebenso dazu verstehen, auf die Resonanz ihrer Verlautbarungen an der Basis zu hören, wie die Basis es lernen muß, konstruktiv auf das Wort von oben zu antworten. Und zu dieser Einübung gehört es nicht zuletzt auch, daß Wege gefunden werden, wie sich die Kritik verlautbaren kann, ohne den Zusammenhalt des Ganzen zu belasten. Der Anfang dessen aber wird damit gemacht sein, daß sich alle am innerkirchlichen Dialog Beteiligten bewußt werden, daß die Wahrheit, die ihr Gespräch umkreist, nicht die durch Forschung erschlossene Wahrheit der Welt, sondern die Wahrheit des sich in liebender Freiheit und befreiender Liebe mitteilenden Gottes ist.

⁵ Die vielfach geäußerte Kritik, daß die in der jüngsten Entwicklungsphase der Kirchengeschichte gemachten Anläufe zu diesem Dialog zu teilweise unerfreulichen Ergebnissen führten, ergibt dazu keinen grundsätzlichen Einwand. Denn in dieser kurzen Anlaufzeit konnten Fehlleistungen um so weniger ausbleiben, als der Dialog von Grund auf neu eingeübt und zudem gegen nicht unerhebliche Widerstände durchgesetzt werden mußte. Zudem gehören zu jedem echten Lernprozeß auch Erfahrungen des Mißlingens, deren Korrektur erst zu seiner Perfektionierung verhilft.

⁶ Weil Jesus Christus ein einziger ist, können von ihm – gleichzeitig – die Eigenschaften seines Gott-Seins-wie-der-Vater und die Eigenschaften seines Mensch-Seins-wie-wir ausgesagt werden.